

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER Dr. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN



FESTSCHRIFT

ZUR

ACHTHUNDERTJAHRFEIER DER STADT GRAZ

PREIS 60 GROSCHEN

DAS NEBELHORN

Nr. 36

15. JUNI 1928

II. JAHR

GEEHRTER FREMDER!

Sie sind — so vermute ich wenigstens — von der Wiener Hundertjahrfeier des Todestages Schuberts zur Achtjahrhundertfeier der Stadt Graz geeilt. Sie haben während der Bahnfahrt über die Frage nachgegrübelt, ob Schubert bei den Wienern unbeliebt gewesen sei, denn logischer Weise könnte man doch nur bei einem Unbeliebten die Tatsache, daß er — Gott sei Dank! — schon hundert Jahre tot ist, festlich begehen, während bei einem Beliebten füglich nur das Ereignis seiner Geburt Festivitäten rechtfertigen würde. Sie haben in Wien die größte Stadt dieses Staates kennen gelernt, der von einem Vollbart als Präsidenten und von einer Glatze als Kanzler streng im Sinne der Interessen des „Gastgewerbes“ regiert wird; Sie haben erfahren, daß das Lied „Wien wird bei Nacht erst schön!“ falsche Tatsachen vorspiegelt, da die von einem Jakett mit Spitzbart kommandierte Wiener Polizei alljährlich bevor Wien in die Festwochen kommt Razzien auf alle des Geschlechtsverkehrs verdächtigen Weiber veranstaltet, weil in Oesterreich lediglich ein ehrb. Fremdenverkehr gestattet ist; und Sie sind schließlich auch durch die Worte, die der offizielle geistige Vertreter Oesterreichs, unser Bundespräsident Hainisch bei der Eröffnung der Wiener Festwochen gesprochen hat, so recht im Innersten enttäuscht worden. Denn er sagte:

„Der Versuch der Festwochen wird auch weiterhin gelingen, weil wir den Fremden etwas bieten können. Ne-

ben Kunst und Kultur auch die prächtigen Landschaften Oesterreichs, das, mit Ausnahme des Meeres, alles enthält; Gletscher, Berge, Täler, Flüsse und Seen und auch herrliche Denkmäler.“

Sie aber finden, daß mit einem Land, das Berge und Täler enthält, dem Fremden zu wenig geboten sei, daß hier weniger mehr wäre und daß sich erst ein Land, das zum Beispiel nur Berge und gar keine Täler enthält, vor den verwöhnten Augen internationaler Fremder blicken lassen könnte. Nun, wie dem auch sei, jedenfalls sind Sie, durch solche Erfahrungen zwar enttäuscht aber keineswegs mutlos gemacht, jetzt nach der zweitgrößten Stadt Oesterreichs, nach Graz, gekommen, um hier in unserer Kreise die beachtliche Tatsache zu feiern, daß gerade 800 Jahre — keines mehr und keines weniger! — seit dem beglückenden ersten Auftauchen des Namens Graz in einer mittelalterlichen Urkunde verstrichen sind; um hier die von unserem Hainisch Ihnen verheißene Kultur zu suchen, die in Wien vor lauter Kunst nirgends zu finden war und die Sie auch nicht in der Veranstaltung eines Schachspiels mit lebenden Figuren auf dem Trabrennplatz finden konnten. Leider gilt ja, seit wir einen Fremdenverkehr haben, die Warnung: Das Betreten der Kulturen ist strengstens verboten! nur für den Ausflügler, während der Reisende zu solcher Tat die behördliche Erlaubnis in der Tasche hat ehe er noch die Grenzen überschreitet und Sie, geehrter Fremder, werden es verstehen, wenn ich behaupte, daß es für jene Menschen in diesem Staate, die kein Wirtsgeschäft betreiben, eine überaus strapaziöse Nerven Aufgabe ist, jahraus, jahrein mitanzusehen zu müssen, wie von einer hinter dem Schanktisch aufgewachsenen Clique, die dem Magen der anderen und dem eigenen Geldsack dient, immer wieder alle ideellen Schönheiten dieses Landes, die wir lieben, vor die Säue aller Länder, die sich leider eher ver-

einigt haben als die Proletarier, geworfen werden, wie alle geistigen Werte, die dieses Land ohne Mithilfe der Gastwirte hervorgebracht hat, von diesen Gastwirten zur Erzielung guter Preise verwendet werden, wie jeder Oesterreicher durch sie vor der ganzen Welt zum Kellner und Fremdenführer gestempelt wird und zu einem Menschen, der in glücklichster Weise die Philosophie des Ueberhaltens und Unterhaltens mit der Praxis eines Lebens verbindet, das nicht dem eigenen, sondern dem Vergnügen der anderen zu dienen hat und wie schließlich jeder, vor dessen Augen die Arbeitslosen verhungern und die Spalten der Zeitungen von Selbstmordberichten überquellen, täglich von der unbekümmerten, sich sonst aber um alles kümmernden Behörde aufgefordert wird, sich in den Dienst eines idiotischen und von alkoholisierten Gehirnen ausgeheckten Reformversuches am menschlichen Elend durch den Fremdenverkehr zu stellen und den reisenden Snob durch möglichst treuherziges Gebaren über die Tatsache des Closettpapiermangels auf den österreichischen Bundesbahnen, womöglich jodelnd und dudelnd, hinwegzutäuschen. Aber schließlich und endlich löst — sie werden, geehrter Fremder, diese Beobachtung gewiß schon im eigenen Lande gemacht haben — die Demokratie das Problem der Auswahl der fähigsten Köpfe in absolut einwandfreier Weise, indem sie die Dummen zum Wählen verwendet, so daß logischer Weise nur die Gescheitesten, für das Gewähltwerden übrigbleiben können. Und deren Intentionen in jeder Weise zu unterstützen, ist nicht nur Bürger- sondern auch Gewissenspflicht. Und deshalb habe ich mich entschlossen, mit dieser Festschrift zur Achthundertjahrfeier der Stadt Graz in ganz eigenartiger und wie ich hoffe überaus wirksamer Weise am allgemeinen Fremdenverkehr mitzuheben.

Doch bevor ich darangehe, Sie auf jene verbor- genen Reize dieser Stadt und ihrer Bewohner auf- merksam zu machen, von denen kein Prospekt, kein Reisebuch berichtet, möchte ich Ihnen, geehrter Fremder, noch versichern, daß ich es durchaus be- greiflich finde, daß es Sie diesmal drängte, an den Festlichkeiten des „Schubertjahres“ teilzunehmen, nachdem Sie im vorigen Jahr soviel von den erhe- benden Bemühungen gelesen haben, mit denen man den Genius Beethovens den höheren Zwecken des Hotelbetriebes nutzbar zu machen suchte, was üb- rigens eine überaus spröde Aufgabe war. Denn dem Mann fehlten so ziemlich alle verbindlichen Manie- ren, die zur Zufriedenstellung des Gastes, der für sein Geld auch etwas verlangen kann, notwendig sind, und die Stadt, die ihn feierte, befand sich in einer prekären Situation, da Aussprüche Beethovens, wie diese, einem nicht ganz auf den Kopf gefallenen Publikum bekannt sein mußten:

...verflucht sey das Leben hier in der österreichischen Barbarei für mich. — ich werde jetzt meistens zum Schwan- nen gehen, da ich mich in anderen Wirtshäusern der Zu- dringlichkeit nicht erwehren kann.

...Er erzählte mir viel von Wien und seinem Leben hier. Gift und Galle wütet in ihm. Allem trotz er, mit allem ist er unzufrieden, und flucht besonders über Oesterreich und namentlich über Wien ... ‚Mich fesseln Verhältnisse hier‘, sagte er, ‚aber es geht hier lumpig und schmutzig zu. Es kann nicht ärger sein, Niemandem kann man trauen. Was man nicht schwarz auf weiß hat, das tut und hält kein Mensch. Sie wollen, man soll arbeiten, und bezahlen wie die Lumpe, und nicht einmal das Verabredete.’...“

“...Vorzüglich sprach er viel gegen Wien und zwar mit Ingrim. Er wünscht sich aus Wien. ‚Vom Kaiser bis auf den Schuhputzer‘, sagte er, ‚sind alle nichts wert.“

Heuer, mit Schubert, ist die Sache weit einfa- cher. Zwar war auch er seinerzeit von Wien keines- wegs so restlos begeistert, wie heute Wien von ihm, wie eine Stelle aus seinem Brief vom 27. September

1827 an die Frau seines Freundes Pachler in Graz beweist:

— — — und Wien will mir noch nicht recht in den Kopf, 's ist freilich ein wenig groß, dafür aber ist es leer an Herzlichkeit, Offenheit, an wirklichen Gedanken, an vernünftigen Worten und besonders an geistreichen Taten. Man weiß nicht ist man gescheit oder dumm, soviel wird hier durcheinandergeplaudert und zu einer innigen Fröhlichkeit gelangt man selten oder nie. — —

aber immerhin ist Schubert infolge seiner unleugbaren Vorliebe für den Alkohol und das Wirtshausgehen leichter als Beethoven in den Dienst des Fremdenverkehrs zu stellen. Wenn Sie, geehrter Fremder, bedenken, daß Schuberts Nachlaß nach einem Bericht des „Mährischen Correspondenten“ (Nr. 88 ex 1864) aus folgenden Stücken bestand: „3 tuchene Fracks, 3 Gehröcke, 9 Hals- und Sacktüchel, 1 Leintuch und Schulden jüngerer und älteren Datums“; wenn Sie bedenken, daß nach einem Bericht des „Wiener Fremdenblattes“ (Nr. 256 ex 1862) eine deutsche Dame aus Odessa im Jahre 1862 einen „angemessenen Betrag“ stiften mußte „zur Instandhaltung der Schubertschen Grabstätte, zur Ausrottung des Unkrauts, und zur Bepflanzung mit Blumen“, dann werden Sie es sicher als ein Schauspiel von kaum mehr zu überbietender Pikanterie empfinden, wenn sich vor Ihren Augen die Nachkommen jener Spießer, die Schubert darben und hungern ließen, zur Feier seiner hundertjährigen Erlösung von dieser Welt anfressen und ansaufen, einer Welt, die mit diesem hohen Genius und Beglückter der Menschheit nur dadurch in nähere Berührung kommen konnte, daß sie ihn an seinen Locken, die heute in Wien um 350 Schilling Ausrufspreis nicht anzubringen sind, auf ihr Niveau der Weinseligkeit herabgezerrt hat und ihn dort mit dem Kosenamen „Franzl“ als ihresgleichen tituliert; einer Welt, die seine Melodien erst

genießbar findet, seit sie der Herr Berté im „Dreimäderlhaus“ mit saublöden Texten verquickt und damit Milliarden verdient hat, während Schuberts leibliche Verwandte in trostlosen Dachkammern, wie die Wiener dem Klingen seiner Melodien, dem Knurren ihrer Mägen lauschen.

Wenn hierzulande eine „Frauensperson“ — und Oesterreich, geehrter Fremder, ist für die Behörde offiziell nur von Steuerzahlern und Frauenspersonen bevölkert — wenn also hierzulande eine „Frauensperson“, der Niemand das Recht auf den eigenen Körper bestreiten kann, den Fremdenverkehr bei sich dadurch zu heben trachten würde, daß sie öffentlich auf ihre Reize hinwiese und Fremde expressis verbis darauf aufmerksam machte, daß sie nicht nur Berge sondern auch Täler besitze, daß sie also den Fremden etwas bieten könne und daß mit einem Worte „alles da“ sei — sie würde sofort in den Verdacht des schwersten Verbrechens kommen, das Weiber sich bei uns zu Schulden kommen lassen können, nämlich in den Verdacht, einen „Lebenswandel“ zu führen, und die Sittenpolizei würde mit der ganzen Schärfe des Gesetzes gegen sie einschreiten. Wenn aber ein Staat die Allüren einer Hure annimmt und sich bei der Propaganda nicht wie andere Länder, die auch einen Fremdenverkehr haben, einer gewissen Discretion befleißigt und sie fast ganz den beteiligten Geschäftsleuten überläßt, sondern durch seine Gottsöbersten ununterbrochen vom Geschäft redet, wenn sich sein Präsident in den Allüren eines Hoteldirektors gefällt, wenn ein Sachverständiger für Viehzucht von Kunst quatscht und wenn alle, die im Herzen keine Kultur haben, diese Kultur im Maule führen und dem Fremden apportieren, dann taucht keine öffentliche Sittenpolizei auf, weil keine da ist — wenn ich von den hoffnungslosen Bemühungen

ganz weniger Schriftsteller, zu denen auch ich mich zähle, absehe, Niemand weist darauf hin, daß ein Weib wohl berechtigt ist, mit ihren Reizen zu machen, was sie will, daß es der Staat aber fraglos nicht ist. Ich will ja nicht behaupten, daß ein Staat keine Reize haben könne, habe ich doch selbst schon sooft Gelegenheit genommen, in dieser Zeitschrift auf sie hinzuweisen. Und gerade dem österreichischen Staat täte man bitter Unrecht, wenn man ihm seine ganz besonderen Reize bestritte, zu denen ich vor allem den Besitz eines Polizeipräsidenten rechne, der — von Karl Kraus öffentlich der Lüge, der Fälschung, des Mißbrauches der Amtsgewalt und der Felonie geziehen — dennoch weder klagt noch geht. Aber gerade diesen Reiz verbergen alle offiziellen Budenausrufer des Fremdenverkehrstingeltangels wie ein Veilchen, das im Verborgenen stinkt. Die Reize aber, die der Staat öffentlich anpreist, gehören weder ihm noch den Wirtsgesichtern, die unter seiner Patronanz aus ihnen Nutzen ziehen und Ideelles in Materielles verwandeln wollen, andere aber mit der Tröstung abspeisen wollen, das Geld, das die Fremden im Lande ließen, käme nicht nur den Wirten, sondern auch allen anderen zu Gute, denn hätten die Wirte Geld, könnten sie auch anderen Professionen etwas zu verdienen geben. An die Wahrheit dieses öden Gefasels glaube ich nicht eher, bevor nicht einmal ein Wirt bei mir in meiner Profession als Schriftsteller ein sinniges Gedicht für ein Schweineschlachtfest bestellt hat. Nur das könnte mich einigermaßen mit der Tatsache versöhnen, daß Berge, deren einsame Schönheit so mancher seit Jahren liebt, ohne dessen Erlaubnis durch Drahtseilbahnen dem Fremdenverkehr „erschlossen“ werden, indem zuerst die Bierflaschen und dann hinterher die Konsumenten hinaufspediert werden. Nur das könnte mich mit der Tatsache versöhnen, daß sie auf der

einen Seite im Burgtheater voller Kultur die „Braut von Messina“ aufführen und die Verse zitieren: Auf den Bergen ist Freiheit, der Hauch der Grüfte Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte, auf der andern aber den Hauch der Grüfte in Drahtseilbahnwagenladungen in die reinen Lüfte der Berge emportransportieren und der Welt die paar Vollkommenheiten verschandeln, die sie noch dort besitzt „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“.

Doch man muß gerecht sein. Der Fremdenverkehr hat auch seine guten Seiten. Er steht, da Geld bekanntlich nicht stinkt, voll und ganz im Dienste der Völkerversöhnung. Mag ein Wirt noch so sehr von dem beglückenden Bewußtsein durchdrungen sein, Angehöriger einer höherwertigen, also der nordisch-arischen Edelfrasse zu sein, er vermietet auch einem „rassisch“ Minderwertigen das einzige Appartement mit Badezimmer, das er in seiner Wanzenburg besitzt, wenn nur dessen Geld vollwertig ist. Alle Menschen der Erde, ob nun weiß, rot, gelb, braun oder schwarz gefärbt, die dem sachverständigen Rassenforscher ewig unvereinbar erscheinen werden, werden vom Wirt auf den gemeinsamen Nenner der Zahlungsfähigkeit gebracht. Es wird Ihnen, geehrter Fremder, als Inkonsequenz erscheinen, wenn ein Staat unter stetem Hinweis darauf, daß er seit Jahrhunderten „ein Bollwerk gegen das Eindringen fremder Horden“ sei, nun den Versuch unternimmt, von dem Eindringen von Horden Fremder ein auskömmliches Einkommen zu beziehen. Mit Recht. Und in Graz, das noch ein spezielles Bollwerk im Bollwerk ist, wird Ihnen diese Inkonsequenz noch deutlicher werden. Ja Sie können sich hier jederzeit durch den Augenschein davon überzeugen. Denn Sie brauchen nur unter dem Vorwande, haut- oder geschlechtskrank zu sein, den in Graz

domizilierenden bekannten Rassenforscher und Universitätsprofessor für Haut- und Geschlechtskrankheiten Dr. Polland zu konsultieren, um beobachten zu können, wie er in seinem Arbeitszimmer in der Wielandgasse schriftlich gegen die minderwertigen Rassen wettet, nebenan in seinem Ordinationszimmer aber von Jud und Christ, von Türken und Deutschen Honorare in Empfang nimmt, ja durch die Behandlung von Angehörigen unedler Rassen geradezu an der Rassenverschlechterung mitarbeitet, da es doch immerhin möglich ist, daß ein so von ihm geheilter Minderwertiger sich später ganz im Geheimen mit einem Mädchen nordischen Schlages „vermischt“.

Ehe ich jedoch von den Sehenswürdigkeiten dieser Stadt und dieses Landes berichte — und zu diesen zählt fraglos eine Gestalt von der herben, blonden Größe Pollands — wird es Sie, geehrter Fremder, vielleicht angesichts der Tatsache, daß für eine Achthundertjahrfeier Geld vorhanden ist, interessieren, zu vernehmen, wofür in diesem Lande kein Geld vorhanden ist. Die Invaliden des Weltkrieges, die in feierlosen Zeiten auf dem Pflaster sitzen und im Sinne des Liedes „Was ich bin und was ich habe, dank ich Dir mein Vaterland!“ betteln, sie wird man wohl vor den Augen des Fremden weggeräumt haben, denn einen solchen Anblick lassen sich nur Einheimische bieten. Aber es genügt ja auch ein Blick in einen Zeitungsbericht, der von den aus „Geldmangel“ gestrichenen Subventionen berichtet, zu denen — wie im Bericht ausdrücklich betont wird — das Land Steiermark verpflichtet wäre, die aber angesichts der Tatsache, daß in diesem Land zuviel gestohlen und für Blödwitzigkeiten vertan wird, eingestellt werden mußten. Der betreffende Artikel, den ich als Schatz aufbewahre, führt den famosen Titel „Die

Härten des Ordnungsbudgets“, denn wenn in Oesterreich irgendeine Schweinerei beschönigt werden soll (siehe: 15. Juli) so geschieht dies immer im Namen der Ordnung. Verstanden, geehrter Fremder?!

Es wurden also gestrichen:

dem Spital der barmherzigen Brüder	20.000 S
dem Odilien-Blindeninstitut	30.000 S
dem Verein für Armenpflege und Kinderfürsorge	200 S
den Kriegerwitwen und -waisen	23.000 S
dem Verband christlicher Kriegsoffer	10.000 S
dem Verein zur Förderung der Volksgesundheit	1.500 S
der Kinderauspeisung für Arbeitslosenkinder	20.369 S
dem Kleinrentnerfond	35.000 S
dem Kriegsinvalidenheim	4.000 S
an Altersinvalidenunterstützungen	50.000 S
für Kindererholungsheime	53.200 S
dem Grazer Kinderhilfswerk	8.000 S
dem Verein für Krüppelfürsorge	400 S
dem Fürsorgeverein Graz und Umgebung	10.000 S
usw. usw. usw.	

So wurden im Ganzen beinahe 500.000 S „erspart“, welche Summe — höher gehts nimmer — ungefähr der Höhe der im Jahr vorher durch alle möglichen Korruptionsfälle verschwundenen Beträge entspricht. Denn die Schuldigen werden in diesem famosen Lande weder eingesperrt noch zur Schadensgutmachung gezwungen, sondern höchstens pensioniert oder in aller Stille auf irgendeinem anderen Pöstchen untergebracht. Der Schaden aber wird durch Einstellung von Subventionen gedeckt. Es wäre aber doch interessant, zu erfahren, wie hoch eine Subvention, die nicht eingestellt wurde, ist, nämlich die, die das Land Steiermark der Stadt Graz zur Abhaltung dieser gelungenen Achthundertjahrfeier gewährt hat. Denn daß die Stadt subventionsbedürftig ist, geht wohl schon daraus hervor, daß sie nicht einmal Geld hat, ihre Straßen herzurichten, von denen sich nicht nur eine sondern mehrere in diesem Zustande befinden:



Diese „Straße“, geehrter Fremder, ist — ganz im Sinne des Faust-Zitates: Heinrich, mir graut's vor Dir! — die Heinrichstraße, eine Hauptstraße des Grazer Universitätsviertels, die Sie vom Hauptbahnhof aus am besten mit einem 2er Wagen der Straßenbahn erreichen. Aber Anschauen allein genügt hier nicht. Ganz kann ihrer Reize nur der inne werden, der sie mit einem Auto befährt. Aber vorsichtig! Bei

einem 30 km-Tempo fliegen die Passagiere bereits aus dem Wagen, während dies bei den österreichischen Bundesstraßen erst bei einem Tempo von 60 Stundenkilometern der Fall zu sein pflegt. (Siehe einen Zeitungsbericht über einen jüngst geschehenen Unfall in der Neunkirchner Allee, wo ein Auto in diesem Tempo „in eine Grube geriet“ — was Gruben auf einer Straße zu suchen haben, wurde nicht erklärt — die Insassen im Bogen auf die Straße flogen und schwerverletzt liegen blieben.) Diese Heinrichstraße allein vereinigt schon alle jene Reize, die unser Bundespräsident den Fremden in seiner Rede nur von ganz Oösterreich versprochen hat: sie besitzt Berge und Täler, Flüsse und Seen und im Winter auch Gletscher und ist überhaupt ein herrliches Denkmal, das das Wort, wir könnten dem Fremden nichts bieten, Lügen straft. Die Bäume, die im Hintergrund des Bildes hinter dem Zuge der Straßenbahn zu sehen sind, sind nicht am Ende die Ausläufer des Bakonyerwaldes, sondern gehören zum Stadtpark von Graz und niemand kann leugnen, daß sich diese Straße ganz besonders sinnig in den Rahmen der Achthundertjahrfeier einfügt, denn sie scheint geradezu 800 Jahre lang nicht repariert worden zu sein.

Diese Betrachtung der Heinrichstraße bildet zu meiner Freude einen durchaus zwanglosen Übergang zum Kapitel Sehenswürdigkeiten. Die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt sind so zahlreich, daß man sich ihrer drängenden Fülle nur schwer erwehren kann. Auf die Spezialitäten unserer politischen Menagerie, auf alle jene steirischen Minister, Landeshauptleute und sonstige Bonzen, die schon gegangen sind, weil sie erwischt wurden oder noch vorhanden sind, weil sie noch nicht erwischt werden konnten, hinzuweisen, kann ich mir füglich ersparen, da sie für Sie, geehrter Fremder, ja doch nicht zu besichtigen sind. Auch den Grazer Bischof Pawlikowski, den ehema-

ligen österreichischen Feldbischof, der glücklicher geblieben ist als sein ungarischer Amtskollege Zadavec, der wegen Banknotenfälschung eingesperrt war, werden Sie kaum zu Gesicht bekommen; dagegen können Sie eine andere weltgeschichtliche Gestalt, den ehemaligen Feldkuraten Anton Allmer, der auf Grund seiner Verdienste um die christliche Verblödung der Wehrmacht jetzt Monsignore ist, in seiner ganzen Leiblichkeit ab und zu abends im Krebsenkeller erblicken. Seine Geistigkeit ist in Kraus' Letzten Tagen der Menschheit, IV. Akt, 18. Scene (in der Ausgabe von 1919) aufbewahrt. Wenn Sie ein Horoskop wünschen, wenden Sie sich an den Obmann des Justinus Kerner-Bundes, den Gemeinderat Bradatsch, einen ehemaligen Hühneraugenschneider, der aus der astrologischen Oppositionsstellung der Sterne zu den Hühneraugen die Zukunft weissagt. Liegt Ihnen mehr die Gegenwart am Herzen und haben Sie kein Geld, begeben Sie sich in das städtische Versatzamt in der Bürgergasse, wo aus der Haut, die den Aermsten und Bedürftigsten über die Ohren gezogen wird, ein Teil des Festkleides der Stadt Graz zur Achthundertjahrfeier gewebt wurde. Um den Armen entgegenzukommen hat diese Anstalt den Zinsfuß für Pfanddarlehen im Werte unter 2 Schilling mit nur 12% pro Jahr festgesetzt, während die Reichen, also jene, die noch Gegenstände im Wert von mehr als 2 Schilling zu versetzen haben, 36% pro Jahr zahlen müssen und zwar zu einer Zeit, in der der Zinsfuß der Nationalbank 6% beträgt. Sie sehen geehrter Fremder, daß in unserer Stadt nicht nur für die Ausbeutung der Fremden, sondern auch für die der Einheimischen in vorbildlicher Weise gesorgt ist, so daß es wohl nicht verfrüht ist, wenn man sich heute schon in Zeitungsrundfragen damit beschäftigt, herauszubekommen, was Graz denn eigentlich noch zur Großstadt fehle.

Man kann, wenn man ältere Zeitungsjahrgänge durchblättert, genau verfolgen, wie sich diese Umwandlung der Stadt Graz zur Großstadt schrittweise vollzogen hat. Schon im Jahre 1870 spukte dieses Idealbild einer Großstadt in den Köpfen der Bürger, wenn auch noch in ziemlich mangelhafter Weise:

Das baufällige Haus in der Mariengasse

— — — — Und wenn wirklich einige Bretter von meinem Häuschen auf die Straße gefallen sind, so hat man dabei doch übersehen, daß dann, wenn der den Verkehr hemmende Teil des Häuschens abgetragen würde, auch mein vor diesem stehendes und Nachts erleuchtetes wohlthätiges Cruzifix fortgeschafft werden müßte, und doch ist dieses Nachts erleuchtete Kreuz in der ungepflasterten und sehr selten beleuchteten Straße der einzige Rettungsanker, sich bei der Nacht in dem Morastmeere dieser Partie der paradiesischen Weltstadt zu orientieren.

Der Gemeinderat wird gewiß den Dank Tausender ernten, auch einmal eine Blamage unserer Großstadt abzuschaffen, statt immerwährend — koste es was es wolle — das zu verbessern, was bei uns im Vergleich anderer Städte längst vollkommen gut und schön ist.

Tagespost vom 17. April 1870.

einige Monate später hieß es schon:

— — — Die gemüthliche Stadt entbehrt noch immer der für jede Stadt der Neuzeit so notwendigen Pissoirs. Hoffen wir von dem tätigen Gemeinderate baldige Abhilfe.

Tagespost vom 14. Juni 1870.

unverkennbar ist der nicht mehr aufzuhaltende Fortschritt schon im Jahre 1884:

Dem Ansuchen mehrerer Villenbesitzer des Ruckerlberges um Beleuchtung der zum Stadtrayon gehörigen Verbindungswege beantragt das Stadtbauamt durch Aufstellung von 11 Laternen zu entsprechen. Die Bausection beantragt nur 4 Petroleumlaternen aufzustellen, welcher Antrag angenommen wird. (Refer. Dr. Sigmund.)

Tagespost vom 28. April 1884

im Jahre 1888 aber kümmerte man sich nicht einmal mehr um die Gestirne und macht sich bereits vom Mond unabhängig:

— — — Nach dem Antrage der Bausektion (Ref. Doktor Sigmund) wird die Vermehrung der halbnächtigen Beleuchtung während der Zeit in welcher Mondschein im

Kalender steht, beschlossen. Die Mehrkosten belaufen sich jährlich auf 153 Fl. Tagespost vom 27. März 1888.

So ist es kein Wunder, wenn wir heute bereits soweit vorgeschritten sind, daß wir mit Berechtigung sagen können, das Hauptverkehrsmittel von Graz sei der Ziehkarren. Ich bitte Sie, geehrter Fremder, die Richtigkeit dieser Behauptung zu überprüfen. Ich wette, daß Sie vormittags bei jedem viertelstündigen Spaziergang durch Graz mindestens hundert stehenden oder fahrenden Ziehkarren begegnen.

Mit dem Ziehkarren fährt das steirische Volk, beim Fahren mit dem Ziehkarren singt es:

Wann i geh auf die Pirsch
Zittern d' Reh, zittern d' Hirsch,
Weil sie fürchten mei Blei,
I schiaß goar sel'n vorbei.
Wann i geh mit mein Hund
Bin i gwiß, daß was kummt,
Seis a Fuchs oder Has,
I schiaß holt alleweil was.
Wann mei Gwehr amol knollt,
Bin i gwiß, daß was follt,
Seis a Hirsch od'r a Reh
Es rekt die Läuferl in d' Höh!
Holiäh, holiäh, holiäh!

(Aus einer der Jugend gewidmeten
Sammlung Steirerlieder von Franz Blümel!)

oder die dritte Strophe des aus derselben Sammlung stammenden Liedes „Die Gamslan“:

3. Strophe (lustig und schneller)

Das Gamslerl is scho troff'n
Es hat mi nit betrog'n
Han 's durchs Feuer gseg'n
Es san die Hoar aufgilog'n.
Die Schwoagrין steht scho draußn
Vor der Hütt'ntür
Und tut an Jauchza auffa zu mir.
Holiäiridiriraho, Holdiäidiäidiäidio!

Mit Recht, geehrter Fremder, kann man schließen, daß ein Volksstamm, bei dem ich durch zahlreiche Erfahrungen Bosheit und Schadenfreude als typische

Wesenszüge festgestellt habe und der so am Mord seine lyrische Freude äußert, auch die Lyriker haben wird, die er verdient. Es würde den Umfang dieser Festschrift ungebührlich vergrößern, wollte ich alle die zahlreichen „Heimatlidher“, die in Steiermark auf dem Pegasus herumrudeln und glauben, sie ritten ihn, zu Worte kommen lasse. Aber einer, u. zw. der Größte von ihnen, sei ausgenommen. Es ist dies der katholische Priester Ottokar Kernstock, dem erst neulich — noch bei Lebzeiten — ein Denkmal gesetzt wurde, bei dessen Einweihung er selber die Messe gelesen und eine Ansprache gehalten hat. Er ist zwar längst durch seine aus der Kriegszeit stammenden Verse:

Steirische Holzer holzt mir gut
Mit Büchsenkolben die Serbenbrut!
Steirische Jäger trifft mir glatt
Den ruischen Zottelbären aufs Blatt!
Steirische Winzer preßt mir fein
Aus Welschlandfrüchten blutroten Wein!

in die Weltliteratur eingegangen, aber auch weniger bekannte Verse dieses Friedensapostels im geistlichen Gewande, der von seiner stillen Waldklause aus am Weltbrand mitschürte, sind nicht so ohne. So z. B. diese aus einem Kriegsgedichtband, dem er, der günstigsten Falles mit dem Weihwedel nach Fliegen schlagen darf, den sinnigen Titel „Schwertlilien“ gegeben hat:

Deutsche Mädchenwünsche.

An Lust, an Putz und Trödel,
O Weibertand, fahr hin,
Mich reuts, daß ich ein Mädcl,
Nichts als ein Mädcl bin.
Ein Mann, ein Held, ein Sieger,
Wie klingt das glockenrein,
Ich möcht ein deutscher Krieger.
Ein Krieger möcht ich sein!
Möcht pirschen mit der Büchse
Und mit dem Jägerspieß
Die grauen Steppenfüchse,
Das Rotwild von Paris!

usw. Solche unvergänglichen Verse sind für Sie, geehrter Fremder, der Sie vielleicht aus Frankreich stammen, interessant, da es Ihnen wohl noch kaum in Europa passiert sein dürfte, von einem Schwarzkittel — also von einem Wildschwein — als Rotwild apostrophiert zu werden. Solche Verse zeigen aber auch, daß nur die sexuellen Mädchenwünsche bei den Priestern auf kein Verständnis rechnen können, während die „deutschen“ Mädchenwünsche von ihnen sogar besungen werden.

Dieses und Aehnliches wurde zu Graz in großer Zeit vertrieben, während die Dichter heute noch immer nicht aus ihr vertrieben sind. Manches wurde auf Postkarten gedruckt, die den kleingedruckten Vermerk trugen:

Den Reinertrag dieser Karte widmet der Verfasser den Hinterbliebenen gefallener Krieger.

Man kann es den Kriegern nachfühlen, wie froh sie waren, tot zu sein und nichts mehr hören zu können, obwohl sie es bei Lebzeiten nicht gerade schlecht hatten. Berichtet doch die Tagespost vom 1. 9. 1914 folgendes:

Für das Hausregiment. Frau Gräfin Palfy-Daun in Stübing bei Graz hat für die Mannschaft des Infanterie-Regimentes Nr. 27 24 Stück Fußlappen gespendet.

Na also! Da hatten ja zwölf Infanteristen mit 24 Füßen ausgesorgt! Wenn man bedenkt, daß sich solche Akte der Wohltätigkeit auch heute noch jederzeit wiederholen können, begreift man erst den Elan, mit dem sich die steirische Jugend schon wieder zum Militärspielen in die Heimwehrverbände drängt, deren Oberkommandierender, Dr. Pfriemer, die unvergänglichen Worte geprägt hat:

Heimat, Volk und Schwert sind die besten Himmelsgaben!

Diese Betrachtung der steirischen Literatur bildet schon wieder einen zwanglosen Uebergang und

läßt die Frage auftauchen: Was ist's denn eigentlich mit der Fäkalienabfuhr? Das Aufreißen der Straßen, das Sie, geehrter Fremder, überall beobachten können, geschieht zu dem Zwecke, wenigstens die Hauptstraßen der Großstadt Graz endlich einmal zu kanalisieren. Wenn Sie aber, z. B. bei einem Morgenspaziergang durch die Wienerstraße, Glück haben, können Sie beobachten, daß vor jedem Haus einige Fässer auf der Straße stehen, die keinen gewässerten Wein, sondern absolut ungewässerte Exkremeente enthalten, die aus den umfangreichen Schweinkellereien von Graz stammen, wo sie für gewöhnlich stehen und auf alles Gute warten, das bekanntlich von oben kommt. Diese Fässer werden von ungeschlachten Fuhrwagen morgens abgeholt und gegen leere vertauscht, die dann wieder für eine der Leistungsfähigkeit der Bewohner angepaßte Zeit im Keller jedes Hauses verschwinden, um das ,was irdisch ist am Grazer, aufzunehmen.

Diese „Fasselwirtschaft“ stammt nicht am Ende aus dem Jahre 1128 und ist nicht von dem Manne erfunden worden, der auf dem offiziellen Plakat der Stadt Graz, das zum Besuche der Achthundertjahrfeier einlädt, so listig dreinschaut, daß man ihm eine solche Erfindung wohl zutrauen könnte (siehe das Umschlagbild dieser Festschrift), sondern ist eine neuzeitliche Errungenschaft der letzten Sechzigerjahre, stammt also aus einer Zeit, zu der in anderen Großstädten schon fleißig kanalisiert wurde. Nicht alle Bürger von Graz waren damals mit dieser modischen Neuerung einverstanden, wie eine Notiz der Tagespost vom 28. 4. 1870 beweist:

— — — wäre es nicht viel gescheiter gewesen, beim Senkgrubensystem zu verbleiben, wo jetzt die Fasseln 2—3 Tage lang in schlecht verschlossenem Zustande vor den offenen Parterrefenstern liegen, bevor sie abgeholt werden?

aber man kann es den Gemeinderäten von Graz wirklich nicht verargen, wenn sie erst heute zum Kanalisieren der Stadt kommen, da sie doch, wie die oben zitierten Zeitungsberichte aus den Jahren 1884 und 1888 beweisen, in der Zwischenzeit durchaus nicht müßig waren und ihre ganze Arbeitskraft der Beleuchtung der Stadt gewidmet haben. Und diese Mühe wurde dann auch endlich am 28. März 1925 durch die Fertigstellung des neuen Teigitschbach-Kraftwerkes belohnt und gekrönt, zu deren Feier den Grazern eine große Festbeleuchtung geboten wurde, von der ein entzückter Zeitgenosse berichtet:

Hier sei nur in Kürze mitgeteilt, daß die Feier der Eröffnung des Teigitschkraftwerkes in Wirklichkeit überhaupt ein geradezu einzig dastehender Schwindel, eine von unseren Lokalbehörden inszenierte Köpenikiade war, denn vernehmet nur, Mitbürger: Das Licht für die heimische Bonzenhuldigung vom letzten Samstag und Sonntag stammte gar nicht aus dem Teigitschwerke, sondern vom Grazer Elektrowerke weil sich im Teigitschwerk am Tage des Grazer Lichttrummels abermals ein Maschinenbruch ereignet hat, so daß das Werk noch immer keinen Strom liefern kann.

Und diesem Kapital-Schwindel fielen 40.000 Grazer hinein und diese 40.000 Grazer bejubelten in nicht endenwollenden Hurras unsere verschiedenen Lokalbonzen zum Danke dafür daß sie ihnen ein paar Hundert Lichterl vom guten alten Grazer Elektrizitätswerke fälschlich als Teigitschwerk-Licht aufschwindelten.

Für das Licht selbst bleibt es sich ja gleich, ob es aus dem Teigitschwerke kommt; nicht gleich aber bleibt es wenn die Lokalbonzen Wochen hindurch vermittelt der ihnen für jede Volkstäuschung blind ergebenden feilen Tagesblätter die ganze sensationsbegierige Stadt Graz rebellisch machen sie zum „Teigitsch-Lichterlschauen“ auf die Straße und dort stundenlang in närrischem lebensgefährlichem Gedränge durch die Polizei wie Schlachtvieh herumtreiben, sich von der Herde für dieses „Teigitsch-Licht“ umhuldigen lassen und der Menge statt des Teigitschlichtes dafür das alltägliche, nur um einige hundert Lämpchen vermehrte alte Grazer Licht vorsetzen.

Und zur Erhöhung dieses Kapitalschwindels mußten Musik-Kapellen durch die Stadt marschieren, mußten Radio-Lautsprecher die Eröffnungsreden der Kapitalschwindler in die betrogene Menge plärren, damit „Teigitschlicht“ vom Grazer Werk und die Radio-Epidemie zur Irreführung der Masse gemeinsam wirken konnten, worauf die Herren Kapitalschwindler auf Kosten des betrogenen Volkes in der Burg die ganze Nacht durchtafelten und zechten, was das Zeug hielt, vor lauter Freude, 40.000 Grazer so billig hinfallen gelassen zu haben.

Dagegen gibt es keine Ausrede, daß der neuerliche Unfall im Teigitschwerke nicht vorausgesehen und die Festbeleuchtung nicht mehr abgesagt werden konnte, weil die Absage jederzeit auf kürzestem Wege — durch das Radio hätte erfolgen können, sowohl durch die Lauthörer, als auch durch die hunderte von in Graz schon in Betrieb stehenden Amateur-Apparate:

Derart hätte sich wenigstens das Radio die ersten Sporen für das allgemeine Volkswohl verdient.

Statt dessen wurde es — eben darum ist es ja amtlich — von den lokalen öffentlichen Machthabern dazu mißbraucht, das leichtgläubige Volk weiter zum besten zu halten und sogar die Stimmen derer, die es beschwindelt, zur Massenhuldigung von den Dächern herab zu posaunen.

Ein anderer wieder gab seinen Eindrücken folgenden Ausdruck:

Die Teigitschkomödie.

Daß es sich leider tatsächlich um eine solche handelt, ist mißfolgendem bewiesen: Am Illuminationstag, Samstag, den 28. März nachmittags konnten wir von einem technischen Fachmann — gerichtlich beeideten Sachverständigen — erfahren, daß das städt. Elektrizitätswerk die Stromlieferung für die Illumination besorgen wird — muß — da wegen Maschinenbruch und relativ zu geringem Wasserstand eine gesicherte Stromlieferung nicht zu erwarten war. Uebrigens ist es allgemein bekannt, daß der kleine Stausee in bereits drei Stunden abgelaufen ist und daß ein großzügiger, gesicherter Betrieb erst nach Ausbau des großen Reservoirs möglich sein wird. Nun soll dieses fatale Ereignis gewiß nicht gerügt werden, zumal alle Arbeitskräfte vielfach unter ungünstigen Umständen ihr Bestes gegeben hatten. Gerügt werden muß aber jene Vermessenheit und Verschwendung der maßgebenden Persönlichkeiten, die vorzeitig

um jeden Preis einen derartigen Festrummel arrangieren mußten, der erwiesenermaßen weit über eine Milliarde verschlungen hat! Man berechne nur das auserlesene Souper mit 400 Gedecken in der Burg! Dies wird der Herr Landeshauptmann gewiß nicht aus seiner Tasche beglichen haben obwohl er x-fache reichliche Aktien- und Tantiemen-Einkünfte besitzt zu schweigen von seiner, trotz Interpellation im Nationalrat, noch immer eingenommenen Präsidentenstelle in der Steirerbank, während kein anderer öffentlicher Angestellter gleichzeitig in einem Privatbetrieb sein spärliches Einkommen vermehren darf, nach dem zweifelhaften Grundsatz: „Vor dem Gesetze sind alle gleich!“

Gelt, da schau'n S', geehrter Fremder, was es bei uns in Graz alles gibt! Dieser Schwindel aber, den die Grazer schon längst wieder vergessen haben, ist bei denen, die ihn seinerzeit inszeniert haben, in so freundlicher und angenehmer Erinnerung geblieben, daß sie nun beschlossen zu haben scheinen, ihn zu einem System auszubauen und zu vertiefen. Auch — und jetzt halten Sie sich an, geehrter Fremder, der Sie zur Achthundertjahrfeier nach Graz gekommen sind — auch diese Achthundertjahrfeier ist ein solcher Schwindel. Ganz ähnlich wie beim Teigitschschwindel wird auch jetzt wieder vorzeitig und um jeden Preis ein verlogener Festrummel arrangiert und wie im Jahre 1925 die Einheimischen, sollen heuer die Fremden zum Narren gehalten werden, denn Sehenswürdigkeiten zu haben, ist ja ganz schön, aber erst die richtige Aufmachung bringt das Geschäft in Schwung.

Schon lange war mir der Kerl auf dem Plakat verdächtig, der so scheinheilig, als könne er nicht bis 800 zählen, eine Urkunde mit der in betrügerischer Absicht sichtbar gemachten Aufschrift: „Graecium, Metropolis Styriae, 1128“ in der Pranke hält. Nicht ein Wort an dieser Aufschrift ist wahr, nicht weniger als alles an ihr ist falsch. Nie hat Graz Graecium geheißen, nie war es im Jahre 1128 die Hauptstadt von Steiermark, niemals gab es eine Urkunde,

in der das Wort für Graz und die Jahreszahl 1128 nebeneinander stehen. Jetzt gibt es eine: die zur Hebung des Fremdenverkehres gefälschte auf dem Plakat.

In jedem Kaffeehaus kann man im Lexikon lesen: Der Name Graz erscheint nicht vor 1129.

Im Topographisch-statistisch. Lexikon von Steiermark von J. A. Janisch heißt es auf Seite 463: Der Name Graz erscheint zuerst 1136.

Nach den „Annales ducatus Styriae“ von dem Vorauer Canonicus Aquilinus Julius Caesar aus dem Jahre 1768, Band I, Seite 41, wird eine „urbs Gracz“ erst in einer Urkunde Ottokar V. aus dem Jahre 1163 genannt.

In der großen Geschichte des Herzogtums Steiermark von Muchar steht in Band II auf Seite 131: Erst in den Jahren **1129**, 1140, 1146, 1164 . . . erscheint dann dieser Ort urkundlich als „Gracz“ . . . und 1172, 1189, 1233, 1278, 1360 als „Stadt Greze“.

Diese Urkunde aus dem Jahre 1129 stammt von Leopold I. dem Starken, der im selben Jahr gestorben ist, und existiert nicht mehr, sondern wird lediglich in einer Abschrift aus dem 15. Jahrhundert im Kloster Rain bei Graz aufbewahrt. In dieser Urkunde schenkt Leopold I. seinem Ministerialen Rüdiger ein Gut bei Hartberg in Steiermark, das nach dessen „unbeerbtem“ Tod an das Kloster „Reun“ (das heutige Rain) zu fallen hat. In dieser Urkunde kommen lediglich die Worte „in Gracz“ und „Ditmarus de Gracz“, nirgends aber das Wort „Graecium“, das es nach Muchar überhaupt als Bezeichnung von Graz nie gegeben hat, vor. Von einer Datierung ist in dieser Urkunde keine Spur zu sehen, noch weniger von einer „metropolis Styriae“.

In der Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark, XXII. Jahrgang, Heft 1—4, Seite 77, aber heißt es von dieser Urkunde:

Das Original dieser Urkunde ist nicht mehr vorhanden. Wir haben von ihr erst aus einer Abschrift des 15. Jahrhunderts Kenntnis. Pirchegger nennt die Urkunde „wahrscheinlich ein Falsificat“ und „nicht einwandfrei“. Popelka führt mehrere Gründe gegen die Echtheit dieser Urkunde an. Mit Recht betont er, daß die inneren Merkmale großes Befremden erregen. In der Tat ist das Formular mit Chrismon, Invocation, ausgebildeter Konoboration und Siegelankündigung ganz unzeitgemäß. Dem Diktat nach wurde diese Urkunde von RA*) gefälscht, doch wann und aus welchem Grunde läßt sich nicht erkennen. Auch die Zeugen scheinen in eine jüngere Zeit zu gehören.

Dies, geehrter Fremder, sind die historischen Unterlagen zur Veranstaltung einer Achthundertjahrfeier durch Behörden, die Leute, die aus Not betrügen, einsperren lassen. Niemand hätte es der Stadt Graz verwehren können, aus den und den offiziell bekanntzugebenden Gründen diese Feier um Jahre zu früh abzuhalten. Kein Mensch, der es erwarten kann, daß Graz — oder vielmehr der Name Graz — 800 Jahre alt wird, wäre zu einer solchen Feier gekommen und vor allem wären die Teilnehmer der Schubertfeier und des heurigen Sängerefestes in Wien ausgeblieben. Also mußte — und das ist das Gravierende an der Sache — der Versuch unternommen werden, durch Plakatierung gefälschter Urkunden das Wirtsgeschäft zu heben.

Schütteln Sie, geehrter Fremder, den Staub der Grazer Straßen von den Schuhen. Er ist nur zur Feier Ihrer Ankunft 800 Jahre alt geworden.

*) RA ist das Signum eines Schreibers des Stiftes Rein, der von anderen Fällen her als Urkundenfälscher bekannt ist. Durch solche Urkundenfälschungen haben sich die Klöster im Mittelalter einen großen Teil ihres heutigen Grundbesitzes „erworben“. (Anm. d. Herausgebers.)

Ich empfehle mich Ihnen mit dem Gruß der österreichischen Wirte: Djehtagzwintschnkstiand-schamstadienermenehoachtungkomplimentandermalwieder!



Wiso!

Im nächsten Jahre findet zur Erinnerung an die
höchste Blüte des Polizeistaates und der Censur
unter Metternich im Jahre 1829 in Wien wieder
eine Hundertjahrfeier statt. — Polizeipräsident
Schober wird aus diesem Anlaß mit Befehl
auf der Freitreppe vor dem Rathaus in Wien
rhnhmische Tänze aufführen. — Graz feiert aus
diesem Anlaß seine 900-Jahrfeier. — Urkunden,
die das beweisen, werden rechtzeitig beschafft
und plakatiert werden. — — Die geehrten
Fremden werden dazu heute schon ergebenst
eingeladen. ████████████████████



DAS NEBELHORN

ist in Graz bei den weniger ängstlichen Buchhändlern und Trafikanten und in Wien in der Buchhandlung Richard L a n y i, I., Kärntnerstraße 44, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Probenummern jederzeit kostenlos. Bestellungen sind an den Verlag „Das Nebelhorn“, Graz, Volksgartenstraße 12, zu richten; Zahlungen aus Oesterreich an das Postsparkassenkonto Nr. 15.320; aus Deutschland an das Postscheckkonto Leipzig Nr. 17.760; aus dem Ausland nur mit internationaler Postanweisung a. d. Verlag.

Gebundene Exemplare des I. Jahrganges sind in geringer Zahl zum Preise von S 15.— auf Bestellung erhältlich.
Einbanddecken S 2.—.

Eigentümer, Herausgeber, Verleger u. verantwortlicher Redakteur: Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.